

Zweites Kapitel.

Ein wundervoller Sommerabend! Vor dem Hotel Schweizerhof in Luzern war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, und hörte theils sitzend, theils umhergehend dem Konzert zu, das vor dem Hotel aufgeführt wurde. Alle Sprachen schwirrten wirr durcheinander, und doch drückte jede in ihrer Weise dasselbe aus: Freude über den herrlichen Abend.

Auch war es so warm, daß man jegliche schützende Hülle entbehren konnte. Die jungen Damen durften sich ohne Gefahr vor Erkältung in ihren hellen, eleganten Sommerkleidern sehen lassen, und bewegten unablässig ihre großen Fächer, die sie schon während der Table d'hôte benutzt, auf und nieder, um sich Kühlung zuzuwenden. Ein köstlicher Abend! Der Mond stand an dem klaren, sternenhellen Himmel, gerade über dem Pilatus und zog durch das schwarze Wasser des Sees einen einzigen funkelnden Silberstreif. Manchmal glitt ein Boot gerade in den schimmernden Streif hinein, eine Frauengestalt neigte sich über den Rand herab und ließ das glitzernde Wasser durch ihre Finger rinnen.

Es war so hell, daß man die einzelnen Gestalten zu erkennen vermeinte. Ab und zu stieg aus einem der Röhre eine Rakete auf, in der Luft in zahllose bunte Funken zerfliehend, während am Seeufer dann und wann eine bengalische Flamme erglühete, die ihre nächste Umgebung mit ihrem grellen Licht übergieß, und noch weit hinaus auf das Wasser einen feurigen roten Schein warf.

Auf dem Quai lehnten an den Eisenstäben, die den See begrenzen, rauchend und schwatzend die Einwohner von Luzern, Männer und Frauen, die das Konzert mitgenießen wollten und dem mehr Verständnis entgegenbrachten, als dem Mondschein, der da auf dem Wasser zitterte; der war nur für die Fremden.

An einem der Tische vor dem Hotel, soweit wie möglich von der Musik entfernt, saß eine deutsche Gesellschaft, bestehend aus einem ältern Ehepaar mit ihrer Tochter, einem jungen Mann und einer nicht mehr allzu jugendlich aussehenden Dame. Der ältere der beiden Herren hatte eine Tasse Kaffee vor sich stehen, aus der er mit Behagen schlürfte, ab und zu ein paar Rauchwolken von sich blasend und mit Interesse die Umstehenden musternd, vor allem die auffallenden Toiletten der Damen, auf die er seine Frau von Zeit zu Zeit aufmerksam machte. Er war in so fideler Stimmung, daß er plötzlich anhub ein altes Studentenlied vor sich hin zu summen; als er indes Miene machte, aus dem piano in ein forte überzugehen, legte ihm seine Frau lachend die Hand

auf den Arm: „Männchen, was fällt Dir ein, unter all den Leuten?“

„Ach was gehen mich die Leute an! Steffens, das Lieb müssen wir gelegentlich einmal zusammen fingen. Ich singe zwar grundfalsch, aber das thut nichts.“

Der also angerebete junge Mann hörte nicht gleich. Er war in eine eifrige Unterhaltung mit dem jungen Mädchen vertieft und sagte nun, aufstehend und nach der Uhr sehend:

„Wie wär's, wenn ich die Damen noch etwas in den See hinausruberte? Es ist noch garnicht spät, Sie gestatten doch, gnädigste Frau?“

„Nein, um alles in der Welt, Herr Steffens, das gestatte ich nicht, das ist ja eine fürchterliche Idee. Da stirbe ich vor Angst.“

„Fürchterlich? Aber ich bitte Sie, gnädigste Frau;“ um seine Lippen zuckte, während er an dem kleinen, schwarzen Schnurrbart drehte, ein gutmütig spöttisches Lächeln, „sehen Sie doch einmal auf den See, in den himmlischen Mondschein. Es sind noch mehr Rähne draußen. Der See ist vollständig ruhig, und meine Schwester Lotte kann Ihnen bezeugen, daß ich ein ganz passabler Ruderer bin, im schlimmsten Fall,“ sagte er lachend, „auch ein guter Schwimmer.“

„Weiß Gott, der Mann kann alles. Im Grunde genommen, lieber Steffens, schwimmt sich zwar besser allein, als wie in jeder Hand mit so einem halb ertrunkenen Frauenzimmerchen. Warum man ihnen aber heut abend den Spaß nicht machen soll, sehe

ich wirklich nicht ein, Frauchen. Geht nur in Gottes Namen."

"Ach, Du lieber, einziger Papa," rief Cilli aus, und die Freude, die von dem süßen Gesicht widerstrahlte, zeigte deutlicher, als alle Worte, daß es ihr hierbei schwerlich um eine ganz gewöhnliche Rahnfahrt zu thun war. Steffens, der, die Hand leicht auf die Stuhllehne gestützt, abwartend dastand, ließ sie nicht aus den Augen.

"Sie sind wirklich sehr gütig, Herr Rat. Also Sie gestatten?"

Er bot Cilli mit einer leichten Verbeugung den Arm und sich über die Schulter zu seiner Schwester wendend: "Du ruderst doch mit, Lotte?"

"Ah, Ihr Fräulein Schwester rudert auch?"

"Ja, mit Leidenschaft."

"Dann kann mir ja gar nichts passieren, Mama," sagte die kleine Cilli triumphierend, "nun brauchst Du gar keine Angst zu haben."

Als Cilli ihren Arm in den Steffens schob, zitterte er leise; er hatte es wohl bemerkt und dies mit einem leichten Druck erwidert. Ganz leicht! Steffens that nie etwas, was eine Frau unangenehm berührt hätte.

Nun ging Cilli stumm neben ihm her; sie hatte soviel zu denken. Von Kind an hatte ihr das Leben nur Angenehmes und Gutes geboten, daß es aber einmal so göttlich schön sein könnte, wie jetzt, wie heut Abend, das hatte sie nie für möglich gehalten. Sie hatte nie viel über ihr Leben nachgedacht. Wie alle jungen Mädchen hatte sie von einem echten,

richtigen Romanhelden geträumt, der einmal kommen würde, und in den sie sich sterblich verlieben müßte, wie er in sie.

Daß aber Liebe so überselig machen könnte, das hatte sie nie geglaubt. Ihr kleines Herz war zum Zerspringen voll. Schöner konnte ihr Leben garnicht werden, auch nicht, wenn sie wirklich mit ihm verlobt sein würde.

Jetzt wußten sie beide nur ganz allein um ihre Liebe, bestand ihr Verkehr aus tausend süßen Heimlichkeiten; dann würden alle Bekannten und Verwandten davon erfahren; sie würden beobachtet, besprochen werden. Ihre Liebe würde garnicht mehr so „heilig“ sein wie jetzt.

Für dieses reine Geschöpf, in dessen Phantasie, Sinnen und Denken kein unkeuscher, leidenschaftlicher Gedanke Raum gefunden, war die Liebe etwas Heiliges. Nur eins fehlte ihr in ihrem Glück: jemand, dem sie ihr volles Herz hätte ausschütten können. Ihrer Mutter konnte sie unmöglich alles so sagen. Wenn sie doch Luise hier hätte! Georg Steffens würde ihr ganz gewiß gefallen. Es lag ihr etwas daran, daß Steffens Luise gefiel; Cilli wußte, daß sie sehr anspruchsvoll war. Ihren Gedanken Ausdruck gebend, sagte sie plötzlich etwas unmotiviert:

„Ich wollte jetzt nur noch, meine Cousine Luise wäre hier. Sie reißt so schrecklich gern und hat noch so wenig von der Welt gesehen. Sie verdient es viel mehr als ich. Ich arbeite ja nicht und brauche keine Erholung.“

Steffens, der auch gerade mit seinen Gedanken

beschäftigt gewesen, sah sie einigermaßen erstaunt an:

„Ihre Cousine Louise? Was für eine Cousine?“

„Aber ich habe Ihnen doch schon soviel von ihr erzählt, schon damals in Mentone.“

„Ach so, pardon,“ und über ihren vorwurfsvollen Ton lachend: „Jetzt kann ich mich besinnen, das ‚wunderschöne‘ Fräulein von Trebbin.“

„Sie brauchen das garnicht so spöttisch zu sagen, ganz gewiß nicht. Ich glaube nicht, daß Sie in Ihrem ganzen Leben,“ sagte sie, ohne eine Spur von Roſetterie und sehr ernsthaft, denn was weiß sie vom Leben ihres Anbeters, überhaupt eines jungen Mannes, „schon je ein schöneres Geschöpf gesehen haben, als meine Cousine.“

Seine, von Übermut und Lebenslust sprühenden Augen versenkten sich tief in die ihrigen, als sie zu ihm emporblickte.

„Wenn ich Ihnen nun zum ersten Male im Leben nicht glaubte, Fräulein Cilli. Wenn ich Ihnen sagte, daß ich ein viel schöneres, reizenderes ‚Geschöpf‘ weiß? Nach Ihrer Schilderung ist Fräulein von Trebbin garnicht mein Geschmack. Ich liebe diese rotblonden Schönheiten nicht.“

„Sie ist aber nicht rotblond,“ beharrte Cilli, die nun lebhaft geworden war, „sie hat goldblondes Haar und schwarze Wimpern und Brauen.“

„Hilft Ihnen alles nichts, Fräulein Cilli; ich denke sie mir rot. Soll ich mit Ihnen wetten, daß sie mir garnicht gefallen wird, wenn ich sie das erste

Mal sehe? Um was wettet man doch mit einer jungen Dame, Lotte?"

"Um garnichts," sagte diese trocken, "nehmen Sie sich vor meinem Bruder in acht, Fräulein Schönborn, das ist der richtige . . ."

"Sehen Sie," unterbrach sie Cilli absichtlich, "jetzt schwärzt Sie Ihre Schwester wieder bei mir an."

"Glauben Sie ihr kein Wort. Sie ist beständig eifersüchtig. Jetzt gönnt sie mir es zum Beispiel nicht, daß Sie sich auf meinen Arm stützen und nicht auf den ihrigen. Siehst Du, Lotte, das kommt davon, nun läßt mich Fräulein Cilli wahrhaftig los."

Sie that es wirklich, aber nicht, weil sie sich vor Steffens fürchtete, wie sie lachend sagte, sondern weil sie im selben Augenblick gemerkt hatte, daß ihr Armband zur Erde gefallen war.

Die Drei begannen in dem unsicheren Mondlicht zu suchen.

Steffens fand das Armband, da er am eifrigsten gesucht, und es in seiner Hand haltend, sagte er übermütig: „Nun, was bekomme ich dafür?"

Er blickte fragend auf das junge Mädchen herab, das wie ein Kind zu ihm emporjah und die Hand nach dem Armband ausstreckte.

"Was bekomme ich?"

Er ist unverschämt genug, sie um einen Kuß zu bitten, dachte Lotte bei sich und wollte eben dazwischen treten, Cillis Verlegenheit ein Ende machen, als Steffens sagte:

"Ich will gnädig sein, Fräulein Cilli. Ich will

nichts als den verwelkten Rosenstrauß, den Sie da an Ihrer Brust tragen.“

Nun sah sich die Kleine hilfesuchend um. Schickte sich das? Dürfte sie das thun? Es war niemand in der Nähe, der ihr raten konnte, und die kleine Cilli war immer ratsbedürftig.

Lotte sah auch nicht so aus, als wenn sie wüßte, ob man seinem Liebhaber einen Strauß schenken dürfte, den man den ganzen Tag an der Brust getragen.

Diese Ratlosigkeit gab dem Gesicht einen so entzückenden Ausdruck, daß Steffens sie am liebsten in seine Arme genommen, an sich gezogen und geküßt hätte; dann sagte er:

„Sie dürfen mir die Blumen ruhig geben, Fräulein Cilli. Glauben Sie, ich könnte etwas von Ihnen verlangen, das Sie mir nicht mit gutem Gewissen gewähren könnten?“

Da hatte er recht. Das gab den Ausschlag.

Wie hatte Cilli nur einen Moment glauben können, daß Steffens je etwas Unziemliches von ihr fordern würde? Sie schämte sich fast ihres Mißtrauens, und schnell, von allen Zweifeln befreit, nestelte sie die Blumen von ihrer Brust und legte sie vertrauensvoll in seine Hand.

Er zog die kleine Hand an seine Lippen und küßte sie.

Der Heuchler! der gottlose Mensch! dachte die nüchterne Lotte, der wäre gerade der Rechte von einem Mädchen nur das zu verlangen, was sie ihm mit gutem Gewissen gewähren könnte.

Diesmal that sie ihm indes Unrecht. Als Cilli

Steffens die Blumen gab, er die kleine Hand in der seinen hielt, war ihm ernst, fast feierlich zu Sinne, und er gelobte sich diesem lieblichen, vertrauensvollen Geschöpf nie im Leben eine böse Stunde bereiten zu wollen. Nie im Leben!

Mittlerweile waren die Eltern Cillis herangekommen und zwar gerade in dem Moment, als Steffens, im Boot stehend, der kleinen Cilli die Hand reichte, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein. Die Augen des ältern Herrn ruhten mit Wohlgefallen auf der schlanken Männergestalt, dem schönen, edeln Gesicht.

„Sieh mal, Frauchen, wie gut sich der Steffens in der Mondscheinbeleuchtung ausnimmt. Weiß Gott! S'ist ein bildhübscher Kerl, könntest Dich beinahe noch selber in ihn verlieben, wenn Dein Alter nicht da wäre.“

„Bitte, Fräulein Cilli, nehmen Sie hier Platz mir gegenüber. Lotte Du hinter mir, da sind die beiden Ruder.“

Sie tauchten sie zu gleicher Zeit ins Wasser. Mit einem kräftigen Schlage waren sie schon weit vom Ufer ab.

Wie schön das war! Nicht allein die Fahrt hinaus auf den stillen, mondbeglänzten See, sondern die Nähe des Liebsten, das Bewußtsein unablässig seine Augen auf sich gerichtet zu fühlen.

„Bitte, bitte rudern Sie einmal in den Mondstrahl. Das sah vorhin vom Ufer so hübsch aus.“

Mit einem Schlage waren sie in dem leuchtenden Streif, und wie die Ruder sich ins Wasser

fenkten und wieder hoben, sah es aus, als ströme flüssiges Silber von ihnen herab. Dann ließen sie den Rahn auf den Wellen schaukeln, wobei ihm Cilli, die in der Nähe Steffens einen unglaublichen Mut hatte, mit ihren kleinen Füßen ein wenig nachhalf. Steffens drohte ihr lachend mit dem Finger.

„Lassen Sie das Schaukeln um meiner teuren Schwester willen. Ihr Herr Vater hat mir vorhin die Schwierigkeit, zwei Damen auf einmal zu retten, sehr drastisch auseinandergesetzt.“

„Natürlich!“ sagte Lotte, „mich ließe der Schuft umkommen. Weißt Du was, Georg, es wäre recht vernünftig, wenn Du hier draußen auf dem See einmal etwas sängst. Deine Baritonstimme ist noch eine Deiner wenigen guten Eigenschaften.“

„Soll ich, Fräulein Cilli?“

Er hatte den Kopf in die rechte Hand gestützt — die linke hielt lässig die Ruder — und das junge, schöne Gesicht Cilli voll zugewandt, sah er ihr lachend in die Augen:

„Soll ich, Fräulein Cilli?“

„Oh, bitte, bitte, Herr Steffens.“

„Aber was, Lotte?“

„Sing ‚dolce Napoli‘.“

Und mit seiner vollen Baritonstimme ließ er das bestreichend melodiose, italienische Volkslied ertönen. Es dauerte nicht lange, so kam ein Rahn, ein zweiter, ein dritter, schließlich eine ganze Flotille, wie Cilli nachher behauptete. Man rief da capo, bravissimo. Ein paar Italiener, die sich zufällig unter den Rudernden befanden, wehten mit ihren Tüchern und klatzten

schallend in die Hände, vor Vergnügen darüber, daß sie, fern von ihrer Heimat, auf einmal ein Lied ihrer Sprache so köstlich singen hörten. Dann, als er beendet, schwenkten sie die Hüte und mit einem „addio signore, grazie tante“ stoben die Kähne wieder auseinander.

„Das hast Du brav gemacht, Georg,“ sagte Lotte und klopfte ihm, wie ein Kamerad dem andern auf die Schulter. Den liebevollen Ausdruck, der aus ihrem Auge leuchtete, brauchte er nicht zu sehen. Wozu? Weiß er es doch zu gut, daß sie an keiner Menschenseele so hängt wie an ihm. Wie vermag sie zu spotten, daß die Welt ihn so verwöhne, und doch — seltsam — hat ein jedes Menschenkind, das ihm zugethan, von vornherein ein Anrecht auf ihre Liebe.

Als sie mit dem Boot anlegten, standen die Eltern Cillis wartend am Ufer.

„Weiß Gott, das haben Sie gut gemacht,“ sagte Rat Schönborn, seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend. „Sie haben wirklich eine ganz brillante Baritonstimme. Hätten Sie nicht auch beim Rudern so fortfahren können? Meine Frau hätte dann wenigstens immer gewußt, daß Sie noch am Leben waren und hätte nicht, so wie Sie aus Sicht kamen, angstvoll hin und her zu laufen brauchen, wie eine Henne, die Enten ausgebrütet. Und was in meine Cilli gefahren ist, weiß der Himmel, die bringt sonst kein Mensch aufs Wasser. Jetzt muß ich aber nach Haus, Leutchen. Ich habe noch einen Brief zu schreiben.“

Das Geschwisterpaar Steffens begleitete Schön-

horns bis an ihr Hotel. Dann trennten sie sich. Steffens hob seinen Arm unter den der Schwester und schlenberte mit ihr dem Hôtel National zu, wo beide im Lesezimmer verschwanden.

Georg durchblättert, bequem in einem Schaukelstuhl sitzend, eine beliebige Zeitung. Er war zerstreut und dachte nicht ans Lesen; seine Gedanken waren bei Cilli.

Wie entzückend sie ausgesehen, als sie mit den welken Rosen in der Hand vor ihm gestanden! Wie geschmackvoll sie sich zu kleiden verstand, welch' graziöses, mädchenhaftes Wesen sie hatte und welch' netter, jovialer Herr ihr Vater war! Was für eine ausgezeichnete, kleine Frau sie werden würde mit ihrem gehorsamen, anhängenden Wesen und ihrem engels-guten Charakter! Ein Mädchen in jeder Hinsicht wie geschaffen zum heiraten! Wie sie ihn anbetete! Hier glitt ein schier übermütiges Lächeln über seine schönen Züge. Schon darum war sie seiner Liebe wert, schon darum wollte er sie auf Händen tragen, ihr jeden Stein, an dem ihre kleinen Füße sich stoßen könnten, aus dem Wege räumen. Wie leicht war ihm diese Liebe zu Teil geworden!

Hatte er geglaubt, es könne jemals anders sein, wenn er, Georg Steffens, um seine künftige Braut werben würde? eigentlich nicht.

Von Kind an hatten ihn die Menschen verwöhnt, und es ließ sich nicht leugnen, daß er in den besten Kreisen seiner Vaterstadt ein höchst begehrtestes Heiratsobjekt war. Was die für erstaunte Gesichter machen würden, wenn er sich nun plötzlich mit einem

ganz anderen Mädchen verlobte, als sie erwartet hatten! Seine Bekanntschaft mit Cilli war noch nicht alt. Im Frühling hatte er sie in Mentone kennen gelernt, war ihretwegen in dem ihm so „langweiligen Neste“ fast drei Wochen geblieben und dachte jetzt noch mit Entzücken an jene Zeit zurück. Schade, daß sie in der Schweiz nur wenige Tage zusammen sein konnten! Aber dafür hatte er nun den langen Winter vor sich.

Schönborn war nach B. versetzt, und im Laufe des Winters gedachte Steffens um Cilli anzuhalten. Das war ihm jetzt, nachdem er sie wiedergesehen, sonnenklar geworden.

Es war ihm höchst angenehm, daß sein Vater Cilli vorher noch auf so bequeme Art kennen lernte; wenn er sie erst kannte, würde es ihm unmöglich sein gegen seine Verlobung mit ihr Einwendungen zu machen und es wurden so alle unangenehme Auseinandersetzungen vermieden. Steffens wußte, daß ihm ein anderes sehr reiches Mädchen zur Frau bestimmt war, ein Mädchen, das ihm vielleicht recht gut gefallen, wenn sein Vater nicht solche Pläne mit ihr verbunden hätte; das genügte vollständig, um ihn von vorn herein gegen sie einzunehmen.

Während er also seinen Gedanken nachhing, schweiften Lottens Blicke ab und zu zu ihm hinüber. Ihr war, als könne sie den leicht beweglichen Zügen ablesen, was in seinem Innern vorging, als erzählten ihr seine Augen, das Lächeln, das um seine Lippen schwebte, eine ganze Geschichte. Daß ihn seine Liebe so garnicht verändert hatte!

Sie hatte einmal in ihrem Leben geliebt, selbstverständlich unglücklich, meinte sie, wie alle reichen, häßlichen Mädchen, bei denen es der Freier nur auf das Geld abgesehen hat.

Fast zehn Jahre waren seitdem verflossen; aber heut noch wußte sie wie ihr Sein und Denken damals einer Veränderung unterlegen, die sich selbst ihrem äußeren Wesen mitgeteilt hatte und auch von fernstehenden Personen bemerkt worden war.

Und Georg war in jeder Hinsicht derselbe geblieben. Freilich die Naturen sind grundverschieden. Und die Liebe übt auf den Mann nicht denselben gewaltig verändernden Einfluß, wie auf das Weib.

Auch hatte sie unglücklich geliebt; er liebte glücklich. Das war ein Riesenunterschied. Das Bewußtsein wieder geliebt zu werden, nahm der Liebe das Quälende, Drückende, das sie nach Lottens Ansicht im Gefolge haben mußte, nahm ihr die furchtbar peinigenden Zweifel. Denn daß Georg mit Cilli kein Spiel trieb, dessen war sie gewiß. Man mußte ihn im Verkehr mit ihr beobachten, wie er sie keinen Augenblick verließ, jede ihrer Regungen mit seinen Augen verfolgte, sie mit schützender Sorgfalt umgab und seiner lebenswürdigen Reckheit jene ehrfurchtsvolle Rücksicht vermischte, die der Mann dem Mädchen, das er zu seiner Gattin machen will, entgegenbringt.

Unterdessen schrieb Cilli mit ihrer deutlichen Kinderhand an ihre Cousine Luise von Trebbin:

Liebe süße Luise!

Was wirst Du von mir denken, daß ich Dir Deinen langen Brief nicht schon längst beantwortet?

Glaubst Du, daß es mir ordentlich schwer fällt, Dir hier aus dem himmlischen Luzern zu schreiben, während Du in Eurer Stadtwohnung in dem glutheißen B. sitzt, wo man jetzt nicht einmal einen ordentlichen Spaziergang machen kann, denn es liegt so garnicht schön. Was gäbe ich darum, könnte ich Dich bei mir haben! Du weißt es garnicht, wie lieb ich Dich habe, kannst mich auch garnicht so wieder lieben, denn ich bin im Vergleich zu Dir eine kleine, unbedeutende Person; darum mischt sich auch in meine Liebe zu Dir immer ein ganz klein wenig Respekt und Bewunderung.

Ich habe Dir soviel zu erzählen, zu allererst, daß Papa vom Oktober ab zu Euch nach B. als Präsident ans Landgericht versetzt ist. Es ist noch nicht offiziell und soll noch nicht soviel darüber gesprochen werden.

Deinem Vater und Paul darfst Du es sagen — Männer sind so verschwiegen — Tante Cäsar lieber nicht. Sie meint es nicht böse, erzählt aber gar manches wieder; wie verschwiegen Du aber bist, das weiß ich. Ich könnte närrisch werden vor Freude darüber, daß ich dann immer mit Dir zusammen sein kann. Und gieb Acht wie ich Dein Leben anders arrangieren werde. Ich ganz allein! Ich schmiede alle Tage Pläne. Du gehst mit uns in Gesellschaften; ich gehe ja den ersten Winter aus — und habe dann eine so süße Schwester an meiner Seite. Und wenn es Deinem Vater nicht recht ist und er meint, er könne sich nicht „revanchieren“, so sage ich ihm:

„Still, still, Onkel Trebbin, Luise ist jetzt meine Schwester, und wenn meine Eltern ihren Ball geben, so geschieht das gerade so für sie, wie für mich. Sieh Acht, Luischen, wie ich Dich putzen werde! Ach die Welt ist ja so himmlisch schön! Und nun kommt's, was mir fast das Herz abdrückt, weil ich es niemand sagen kann: ich habe ihn ja so grenzenlos lieb! Ich habe ihm auch schon viel von Dir erzählt, denn Ihr müßt Euch recht lieb haben, wenn wir den nächsten Winter zusammen sein werden. Ihr beide lebt zusammen in derselben Stadt, und ich kann mir gar nicht denken, daß zwei Menschen, die ich so lieb habe, am selben Orte wohnen und doch fremd aneinander vorübergehen. Du kennst ihn nicht, denn Du gehst ja gar nicht in große Gesellschaften. Er hat nur Euren Namen nennen hören.

B. ist ja auch eine große Stadt. Er stammt aus dem alten Kaufmannshaus Steffens, das, wie ich schon von andern gehört habe, in der ganzen Welt Beziehungen hat. Er ist wie sein Vater selbst Kaufmann und macht große Reisen ins Ausland, weil sie auch überseeische Verbindungen haben; ich verstehe davon nichts. Aber er hat schon sehr viel von der Welt gesehen, und das ist etwas für Dich. In Mentone haben wir uns kennen gelernt. Damals kam er gerade von seiner Reise um die Welt zurück und wollte gar nicht solange dort bleiben, aber ich glaube wegen mir blieb er. Daß er mich so liebt, wie ich ihn, verlange ich gar nicht, verlange es ja auch nicht von Dir. Ihr könnt

alle soviel mehr wie ich, habt alle soviel andere Dinge zu denken. Ich kann weiter nichts. Er hat außer seinem Vater, den ich nun kennen lernen soll, noch eine Schwester. Die ist ein wenig seltsam, spricht manchmal wie ein Mann; aber ich glaube, sie hat ein gutes Herz, denn wie sie ihren Bruder auch manchmal mit ihren Reden ärgern will, guckt ihr doch die Liebe zu ihm aus den Augen, und darum habe ich sie auch lieb.

Mir ist ganz ernst zu Mute geworden, Luisechen, während ich Dir all das anvertraue, so schwer ums Herz, daß ich, ich weiß nicht warum, weinen könnte, gewiß deshalb, weil er morgen fortgeht. Und wenn er dann immerfort so lustig und übermütig ist, bilde ich mir ein, er liebe mich garnicht, bis die Abschiedsstunde kommt, er mir so ernst in die Augen sieht, wie damals in Mentone und mich bittet, ich solle ihn nicht vergessen. So, nun weißt Du alles, und nun danke ich Dir vielmals, süße Luise, daß ich Dir das alles habe erzählen dürfen. Du könntest mir so etwas nicht anvertrauen, das weiß ich wohl, aber eins will ich Dir noch sagen: vor mir hast Du nicht eher Ruhe, als bis ich Dich verheiratet habe und Du eine süße, kleine Frau geworden bist. Nun gute Nacht, Luisechen, ich bin zum Sterben müde.

Deine Cilli."

Dann löschte die Kleine das Licht, ging zu Bett, und mit einem Gebet auf den Lippen für ihren Herzallerliebsten schlief sie ein.